

Belastungen von Ehrenamtlichen Einsatzkräften der Hilfsorganisationen im Auslandseinsatz

Wolf R. Dombrowsky, Katastrophenforschungsstelle, Christian-Albrechts-Universität Kiel

### Zusammenfassung

Moderne Auslandseinsätze werden zunehmend supranational koordinierte Modulverbände aus nationalen Komponenten von NGOs und GOs. In der sich mühsam herausbildenden Kooperation zwischen „Serviceprovidern“ unterschiedlichster Herkunft, Organisationsformen und Größen geht den einzelnen Helfern vermehrt der Überblick, oftmals auch die Sinnhaftigkeit ihres persönlichen Beitrages verloren. Die Politiken der „global player“ stehen noch weitgehend unverbunden zu den Erfahrungswelten der Helfenden vor Ort, so dass sich innerhalb einer neuen globalen Einsatzordnung vormoderne Inseln der Selbsterklärung und des Selbstbezuges herausbilden. Es entstehen Ordnungen innerhalb einer noch unverständenen neuen Gesamtordnung und damit gruppen- und egozentrierte Fremdheiten im Fremden des Einsatzes.

### Fremd in der Fremde

Goethes Diktum, dass jede Fremdsprache zugleich auch eine neue Kultur erschliesse, verweist sowohl auf die Sprachabhängigkeit des eigenen wie auch eines fremden Kulturverständnisses. Ohne Sprache ist man nicht nur sprach- sondern auch verständnislos, sowohl auf unmittelbare Kommunikation, als auch auf Einsicht in Kontexte bezogen. Zumeist wird einem die Selbstverständlichkeit der eigenen Kulturkompetenz erst bewusst, wenn man eine fremde Kultur nicht von selbst versteht und auf Baby-Niveau, mittels Zeichen- und Gebärdensprache, nach Verständigung sucht, nicht ohne dabei schmerzlich festzustellen, wie komplex noch die einfachsten kulturellen Tatsachen gestaltet sind: Wie begrüsst man sich, wie ist man höflich, welche Bekleidung ist wofür angemessen, wie wird Rang und Status zum Ausdruck gebracht?

Ohne Übertreibung darf man also den Eintritt auch von Helfern im Auslandseinsatz als Passage ins Unbekannte verstehen. Oftmals innerhalb von Stunden verlassen Menschen ihre vertrauten, heimischen Orte, - Wohnung, Familie, Arbeitsplatz, Kollegen -, um sich alsbald in einem radikal anderen, unvertrauten und unheimlichen Terrain wiederzufinden. Doch tauchen sie in eine andere Kultur ein, gewinnen sie, wie Goethe hoffte, dazu einen verstehenden Zugang? Zumeist nicht. Tatsächlich nämlich nehmen die meisten Helfer das neue Terrain gar nicht als Kultur, sondern als Handlungsort wahr, dem überhaupt keine Kultur eigen ist. Der Einsatzort ist, wie die Menschen, die ihn bevölkern, von Kultur entblößt. Es ist Ort von Katastrophe, von Leiden, Schmerz, Mangel, Not, Gestank und Sterben. Es ist kein Ort, den man verstehen und in sich aufnehmen möchte, sondern im Gegenteil, vor dessen Zumutungen und Belastungen man sich schützen und vor dessen Grausamkeiten man sich hüten muss. Die meisten Helfer sind buchstäblich auf der Hut. Vor Ansteckung, vor Angriffen und Übergriffen, vor Täuschung und Enttäuschung, vor Ausnutzung und vor physischer wie psychischer Überforderung.

Die Mechanismen, mit denen dies den Helfern im allgemeinen gelingt, sind selbst kultureller Art. Es ist die gesamte heimische Kulturkompetenz, derer die Einzelnen mächtig sind, vermehrt um ihre wappnende Ausbildung und Ausrüstung und das umlagernde soziale Bündnis ihrer Gemeinschaft. Man kommt im Verbund, als Organisation mit einem eingelebten Selbstverständnis, mit Traditionen und Haltungen. Man kommt somit nicht als Entdecker, gar Forscher, auch nicht als erholungssuchender Tourist, sondern als Mitglied einer Organisation, die Notleidenden Hilfe bringt. So wie ein Hungriger nicht das bunte Treiben geschäftigen Lebens, sondern bevorzugt Lebensmittelgeschäfte wahrnimmt, so nehmen auch die Helfer keine komplexe Kultur, sondern bevorzugt die von jeder Kultur entblößte, leidende Kreatur wahr und sich selbst nicht als interessiertes Gegenüber, sondern als Gebenden, Bringenden, Helfenden.

Eine solche Selbstwahrnehmung ist verständlich; gänzlich normal inmitten anormaler, möglichst schnell zu überwindender widriger Verhältnisse. Gleichwohl ist sie zutiefst problematisch, eine *déformation professionnelle*, die ebenso deformiert, wie die scheinbar nur äußeren, den katastrophalen Bedingungen entwachsenden Belastungen. Tatsächlich verwehrt ein solches Selbstbild Reflexion und Bezugnahme. Gerade weil der Einsatzort nicht die gesamte Kultur und Hilflosigkeit nicht die einzig vorzufindende Befindlichkeit ist, kommen weder Menschen noch kulturelle Qualitäten in den Blick. Deshalb blickt man in letzter Konsequenz herab. Herab auf ein Elend, das sich desto intensiver verallgemeinert, je eindeutiger man sich als Helfenden und den Rest als hilfsbedürftig wähnt. Leicht schlägt dies in Überheblichkeit, manchmal sogar in Rassismus oder Kulturimperialismus um, immer aber in subtile Formen wechselseitiger Geringschätzung vor Ort, die oftmals Konflikte, gelegentlich sogar Feindschaft heraufbeschwört.

Wo also die fremde Kultur nicht als entdeckungswürdige Bereicherung, sondern als abstoßender Mangel erscheint, macht sich eine Dichotomie breit, die nur oberflächlich mit Weltanschauung verträglich verbrämt wird: Man bringt *humanitäre* Hilfe doch kann man Mensch nur ganz dort sein, wo man unter sich ist, in den eigenen Camps, inmitten der eigenen Kulturmodule, aus denen sie zusammengebaut werden. Man importiert sein eigenes Bier, seine eigenen Köche und Küchen, seine eigene Elektrizität und sein eigenes Kulturprogramm: Videos, TV und Zeitungen aus der Heimat, Skat und Gameboy, wechselseitige Besuche zwischen den Organisationen und erbauliches Fronttheater durch VIPs der heimischen Politik und Verbände. Die humanitären Erfolge lesen sich wie Bilanzen: Millionen Liter Wasser aufbereitet, zehntausende Portionen Essen verabreicht, Verbände angelegt, Planen und Decken verteilt, Medikamente und Infusionen verbraucht. Und Menschen kennengelernt? Zumeist ist man fremd in der Fremde und Fremder geblieben.

Natürlich macht sich die Mehrzahl der Einsatzkräfte darüber keine Gedanken. Damit ist man eher bei der Arbeit oder Zuhause. Ohnehin hat man genug mit sich und der Aufgabe zu tun...

Fremd zu sich selbst

Die Frage also ist: Wie bekommt man sich in der Fremde geregelt? Und abermals wirkt sich die mitgebrachte Kultur als Bornierung aus. Gerade weil man versucht, es sich in den Modulen mitgebrachter Kultur heimisch einzurichten, endet Kultur jenseits der Campgrenzen, verkürzt sich kultureller Horizont auf Wagenburgmentalität. In der Wagenburg herrscht, zumindest relativ zu „Draussen“, Sicherheit, materiell wie emotional. Saubere Wäsche, Duschen, geregelte Mahlzeiten, medizinische Versorgung, bewachte Nachtruhe. Der Rhythmus entspricht im Prinzip dem heimischen Leben, doch zeigen sich schnell gravierende Unterschiede. Während man es sich im heimischen Arbeitsleben eingerichtet hat, Tricks und Schliche kennt, um sich vor Überforderung zu schützen, organisiert sich das Unternehmen „Hilfeleistung“ selbst, spontan und zumeist vorbildlos. Alles muß schnell gehen: Aufbau des Camps, der Ver- und Entsorgung, der Aussensicherung und natürlich des Einsatzes selbst. Man will schnell einsatzbereit sein, aber auch den anderen Mitspielern zeigen, wie gut man ist. In all dem liegt Ansporn, aber auch eine Selbstaussbeutung, die Grenzen nicht oder erst spät wahrnimmt. Die meisten Helfer fallen abends regelrecht ins Bett. Hinzu kommt ein anderes Klima, ein dadurch und das hohe Leistungstempo veränderter Stoffwechsel und ein darauf bezogen zu langsamer Adaptionsprozess. Viele trinken nicht genug, nicht kontinuierlich genug. Viele essen zuviel, einerseits, weil die Anstrengung Ersatz braucht, andererseits aber auch, weil andere Mangellagen ausgeglichen werden müssen. Naschen und Zwischendruck-Mahlzeiten nehmen regelmäßig zu, ebenso wie vermehrter Alkoholenuss. Nach dem Abendessen wird in allen Camps dieser Welt „abgegangen“, Tabak und Alkohol sind dabei Geschwister.

Im Untergrund werkelt der Körper ohnehin an den Leistungsgrenzen. Impfstoffe, Prophylaxemittel, Selbstmedikamentierungen (von Schlaf- bis Aufputschmittel) bilden eine belastende Intoxikation, mit der der Körper genug zu tun hätte. Zumeist aber müssen zusätzliche Lasten getragen werden. So vergeht letztlich kein Einsatz ohne spürbare Magen-Darm-Turbulenzen. Die Enge der Camps, der gesteigerte Austausch mit anderen Menschen (Besucher, Mithelfer anderer Organisationen, Journalisten, Einheimische) und natürlich mit den Adressaten der Hilfe, den Opfern und all ihren Erkrankungen, führt beinahe zwangsläufig dazu, dass sich auch bei den Helfern Infektionen ausbreiten, manchmal sogar schwerwiegende Erkrankungen. Interessanterweise aber führen gerade die leichteren Beeinträchtigungen (z.B. Durchfälle) zu besonders durchschlagenden psychischen Konsequenzen. Die objektiv harmlosen Wehwehchen verharmlosen den Grad der allgemeinen Überforderung: „Das bißchen bringt doch keinen Mann um...“ Und so kämpfen die Helden, oftmals schon stehend k.o., gegen den Niederschlag an, bis sich ihnen der Körper ins Notaus entzieht. Fremd im eigenen Körper.

Wo der Körper droht, sich der Belastung zu entziehen, werden die Psychen kritische Massen. Man(n) gibt sich zunehmend tapfer und „typisch“ männlich: Trink erst mal einen, dann geht´s wieder besser. Oder man klopft auf die Schulter und sagt: Ja, ja, der Samenkoller macht uns alle fertig. Um nicht schlapp zu machen, wird verstärkt der „Sani“ aufgesucht: Ich fühl mich beschissen. Haste nich ma ne gute Dröhnung?

Spätestens hier erweist sich die Nähe des Camps als bedrohliche Enge. Man möchte sich zurückziehen, ungestört eine Auszeit nehmen, sich erholen, einmal ganz abschalten. Dazu ist jedoch kein Raum. Man nächtigt in Grosszelten, hat Teil am Schnarchen, am Harns- und Stuhldrang, an der Flatulenz und dem dauernden Husten und Räusperrn der Kameraden. Kein Camp ohne Lagerkoller, ohne Gereiztheit aufgrund zu großer Nähe. Denen man nahe sein möchte, ist man dagegen unendlich fern. Ein bis zwei unentgeltliche Telefonate in die Heimat, ansonsten steigende Telefonrechnungen und eigentümlich gesteigerter Frust, weil die Nähe die man über den Fernsprecher sucht, nicht gelingt, sondern sich als Banalität hilfloser Dialoge zu weiterer Fremdheit steigert: „Wie geht´s Dir? Gut. Und Dir? Ja, auch gut. Und den Kindern. Gut! Gut!“ Natürlich kann, will man nicht von den Bildern sprechen, die die Seele wund scheuern. Von diesen ausgemergelten Gestalten, denen der Hungertod vor Augen steht, den Krankheiten und Verstümmelungen, dem Gestank, vor dem es kein Entweichen gibt. Die

Daheimgebliebenen sollen sich keine Sorgen machen, nicht auch noch Wasser auf die Mühle bekommen. Viele Helfer kennen die leisen, manchmal auch offensiven, lauten Vorhaltungen: „Warum tust Du das? Wenn ich Dir schon egal bin, aber was wird aus den Kindern, aus dem Haus, wenn Dir was passiert? Was, wenn Du mit Malaria nach Hause kommst, oder mit Schlimmerem? Es gibt auch seelische Fremdheit im eigenen Hause, die in Zwiespalt führt und Selbstgewißheit untergräbt. Nur nicht dran rühren, lieber nichts sagen...

### Vom Sinn des Helfens

Ja, warum tut man sich das an? Warum riskiert man seine Gesundheit, manchmal sogar sein Leben? Dies ist sicherlich die heikelste Frage und sie läßt sich aus Sicht unserer Forschungen nur in Ansätzen beantworten. Zu groß sind die Unterschiede zwischen den Generationen, den Organisationen, den Herkunftsn und Perspektiven der Helfer. Wer auch läßt zu tief in die Mischkalkulationen seiner Lebensführung blicken? Zwar gibt es zunehmend öfter Einsatznachbefragungen und verschiedene Debriefingformen, in denen über den Einsatz insgesamt und die Bezüge zu den Helfern reflektiert werden. Gleichwohl sind alle Beteiligten auf der Hut. Niemandem ist daran gelegen, prekäre Zusammenhänge allzu sichtbar werden zu lassen. Bei jedem Auslandseinsatz geht es auch um politische Legitimation, um zwischenstaatliches Renomme, um Rang und Ansehen zwischen beteiligten Organisationen, um Budgets, um Bewährung, Beförderung und Wiederverwendung. Es geht um Corpsgeist, um (zumeist männerbündische) Gesinnung, gegen die man nicht verstößt und schließlich um Kameradschaft, die immer auch Kameraderie einschließt und damit auch Erfahrungen, die besser ein jeder für sich behält.

Schaut man trotzdem genauer hin, so fällt jene eingang umrissene Ambivalenz von Kultur und Kulturentzug auf, die Auslandseinsätze eröffnet. Aus hehrsten Motiven darf man alles stehen und liegen lassen und hinaus in die weite Welt. Man reist nicht, man zieht in einen Einsatz. Nicht als Tourist, schon gar nicht pauschal, sondern als Helfer, der dringend gebraucht wird, der wichtig ist, der, entgegen heimischer Erfahrung, keine Nummer ist, für den der überbordende Arbeitsmarkt längst Ersatz bereit hält. Von jetzt auf gleich darf man der Gerechtigkeit, auch der Regelungswut einer festgezurrten Ordnung den Rücken kehren und mit Gleichgesinnten eine Gegenwelt auf Zeit etablieren, deren Gesetze und Abläufe man weitgehend selbst prägt und die zu unterlaufen oder zu manipulieren man sich wechselseitig augenzwinkernd zugesteht, sofern nur der Einsatz „bombig“ läuft. Auslandseinsätze in Katastrophengebieten sind auch anarchische und archaische Abenteuer. Sie bergen Lagerfeuerromantik und eine personale Direktheit, wie sie die Moderne nur noch insular zuläßt. Man kennt sich, man kann sich aufeinander verlassen, man deckt sich, hilft sich, fühlt sich authentisch und gebraucht. Freiräume tun sich auf und gewähren eine Vorstellung davon, was Freiheit sein könnte. Als bald prangen an Lastwagenkühlern wilde Geweihe oder andere Galionsfiguren, wird Einsatzbekleidung individualisiert, mittels Trophäen und eingetauschter Abzeichen, läßt man das Barthaar wachsen, geht man auf Beschaffungstour. Man organisiert Spirituosen, kunstgewerbliche Mitbringsel, sogar Frauen. In den Tornistern stecken nicht nur Marschallstäbe, sondern auch Schlitzohren, Witzbolde, Spaßvögel und vielerlei andere Talente, die im heimischen Alltag weder zur Geltung kommen noch nachgefragt werden. Wer nach all den körperlichen Strapazen, den Bedrohungen und Belastungen zu dieser Entregelung auf des Mannes guten Kern hindurchgestoßen ist, der hat in der Tat eine andere, neue Kultur gewonnen, die süchtig macht. (Wie analoge Entregelungsformen bei weiblichen Einsatzkräften verlaufen, weiss der Autor nicht. Dorthin wurde er noch nicht gelassen. Dass sie gleichfalls stattfinden, ist ihm jedoch verraten worden.)

Der Sinn des Helfens entpuppt sich also gerade bei Auslandseinsätzen als eine eigentümliche Mischung ambivalenter Elemente, die man so im Alltag nicht, zumindest nicht ohne weiteres findet. Die Helfer gewinnen sich, indem sie als Individuen in ihrer Qualität Anerkennung finden. Sie werden gesellschaftlich aufgewertet, ganz real, indem sie in den Medien als „unsere Helden im Ausland“ gewürdigt werden, indem sie ranghohe Politiker und andere Würdenträger beehren, indem sie, nach ihrer Rückkehr, Erlebnisse und Erfahrungen zu erzählen haben, die andere nie machen und um deretwillen man ihnen zuhört. Zugleich transzendieren sie sich, indem sie die engen Korsetts alltäglichen Gängelei abstreifen und jenseits dessen anarchisch und archaisch-männlich einen eigenen kleinen Kosmos erschaffen können. Schließlich spüren sie ganz elementar die Macht über Leben und Tod, einmal, weil sie durch ihr Engagement ganz buchstäblich Leben retten, aber auch im übertragenen Sinne, durch die Allgegenwärtigkeit unzeitigen Sterben-Könnens ihr eigenes Leben neuerlich als ein Gut erfahren, das sinnlos zu vergeuden viel zu kurz und zu kostbar ist. Gerade in der unausweichlichen Konfrontation mit Verhältnissen, in denen ein Menschenleben nicht viel Wert und Sterben die billigste Alternative ist, keimt in der Mehrzahl der Helfer eine beinahe religiöse Demut gegenüber ihren eigenen Lebensverhältnissen auf, auch wenn sie zugleich das Kontrastprogramm sind, das man um der erwähnten anarchischen Entregelung nur allzu gern aufgibt. Kommt man aber nach dem Einsatz nach Hause, erscheint alles in geläutertem Licht. Man ist gesund, wohlhabend, eigentlich sogar reich im Vergleich mit den Katastrophengebieten, aus denen man gerade kommt. Man hat gesunde Kinder, Flucht, Vertreibung, Krieg, Folter oder Hunger liegen Tausende von Kilometern entfernt.

Schon auf dem Weg nach Hause melden Körper und Seele Entwarnung. Die abwehrenden, schützenden Panzerungen, die Anspannung und die fortgesetzte Anstrengung fallen ab. Ich habe viele Helfer weinen sehen, die meisten werden redseelig. Das Erlebte sprudelt aus ihnen heraus, sucht nach einem ordnenden Band, nach einer einenden Geschichte. Man erzählt sich wieder und wieder, was man sah, hörte, roch, fühlte. Gefühlsströme finden viele Bahnen – in Lachen, Witzen, Derbheit und Zartheit, einfühlsamer Nähe und reflektierender Einkehr. Dann betritt man wieder heimischen Boden. Vielleicht noch eine offizielle Begrüßung, Worte der Anerkennung und Ehrung, vielleicht auch Interviews und öffentliche Heraushebung. Dann schlägt der Alltag zu. Die Sorgen des Partners, der Kinder, Korrespondenz, Rechnungen. Aufgaben und Pflichten warten und die schwer aushaltbare Einsicht, dass das Leben in all seiner Verregeltheit und Banalität weitergegangen ist. Man hatte ganz anderes erwartet: Dass die Welt den Atem anhält, dass sie ebenfalls bemerkt habe, wie wertvoll und leicht zerstörbar das Leben ist und dass Qualität etwas anderes ist als „Gute Zeiten – schlechte Zeiten“ oder die „Hans-Meiser“-Talkshow. Doch nichts von alledem. Wut steigt auf... und dahinter, ganz sachte, die unstillbare Sehnsucht, so schnell wie möglich wieder einen Einsatz zu bekommen.

Was lässt sich aus wissenschaftlicher Sicht beitragen?

Die internationale Katastrophenhilfe wandelt sich zusehends zu einem Verbundkonzept unter der Leitung supranationaler Agenturen, wie beispielsweise dem UNHCR oder dem DHA der Vereinten Nationen, die sich, abhängig von Einsatzort und –art nationaler „Dienstleister“ bedienen, die sie auf Zeit und für spezifische, arbeitsteilig gegliederte Projekte zusammenführen. Aus dieser Strategie leiten sich spezifische Qualitätserfordernisse ab, bezüglich der Verfügbarkeit, der Ausbildung, Ausstattung und der generellen Qualifikation. Kenntnisse und Kompetenzen in den Bereichen Sprachen, Management, Logistik, Menschenführung, Internationales Recht, Völkerrecht, Verwaltungsrecht und Diplomatie werden immer bedeutsamer. S bedarf also eines auf internationalem Parkett erfahrenen mittleren Managements, das als reibungsfreies Scharnier zwischen Einsatzleitung und nationalen Service-Providern zu fungieren weiss. Gleichwohl wirken auch die „korporativen Akteure“ lokal, das heißt, sie setzen mit ihren Hilfen „vor Ort“ an, dort also, wo sich die Schäden räumlich konzentrieren und die meisten Menschen betroffen sind. Dabei ist Hilfe auf unterster Ebene immer personal, als „face-to-face“-Aktivität, z.B. als medizinische Hilfe, als Zuteilung von Lebensmitteln, Kleidung oder Unterkunft. Mit höherer Ebene wird Hilfe zunehmend funktional und systemisch, dort erfordert sie komplementäre Strukturen, z.B. für Kommunikation, Logistik oder Einsatzorganisation. Somit beginnt Hilfe vor Ort zuallererst mit der Schaffung ihrer Voraussetzung, sei es als Versuch, an bestehende Strukturen anzudocken, sei es aus Notwendigkeit, Strukturen zu errichten. In jedem Falle wird eine doppelte Vernetzung erforderlich: Zum einen zwischen Helfenden und Betroffenen, als Distributionsstruktur bis hinunter zum Bedarf, zum anderen zwischen vorhandenen und „importierten“ Strukturen, als Komplementärstruktur auf funktionaler, systemischer Ebene. Zunehmend erweisen sich beide Strukturen als das eigentliche Problem wirksamer Katastrophenhilfe.

Da sich in den wenigsten von Katastrophen schwer erschütterten Länder nur selten integrierte, dauerhaft und verlässlich regulierte Katastrophenschutzstrukturen finden oder noch so intakt sind, dass sie funktionale „Andockstellen“ für einströmende Katastrophenhilfe errichten können, fehlt es an Ansprechpartnern und definierten, funktionierenden Schnittstellen, über die Hilfe verteilt und der Einsatz in einer Weise abgewickelt werden könnte, der allen Betroffenen als richtig und gerecht erscheint. Gerade weil keine angemessene Vernetzung stattfindet oder schnell genug hergestellt werden kann, „docken“ die einströmenden Kräfte dort an, wo es *ihren* Präferenzen am besten entspricht. Dies kann funktionale Gründe haben, - z.B. eine intakte Infrastruktur, brauchbare Unterkünfte, ausreichend Platz für Gerät und Hilfsgüter -, dies kann aber auch politische oder ökonomische Gründe haben, - z.B. Bevorzugung bestimmter Klientel oder Interessen, Sanktion gegenüber Unliebsamen. Dies kann aber auch technisch-organisatorische Gründe haben, die vor allem dann wirksam werden, wenn die einströmenden Kräfte autark sind, also sich selbst versorgen und alle Strukturen mitbringen, die ihnen zum Helfen erforderlich erscheinen. Dies macht vor allem dann Sinn, wenn

- I. keine ausreichende Vernetzung mit relevanten Partnern vor Ort gelingt und so weder eine verlässliche Lage übermittelt wird, noch Kräfte rekrutiert werden können, die geeignete Schnittstellen zu den Betroffenen bilden;
- II. die politischen oder sozialen Bedingungen vor Ort als riskant erscheinen und so die Eigensicherung vor Kooperation und Integration geht;
- III. keine oder keine ausreichenden Distributionsstrukturen zur Verfügung stehen, über die Leistungen gerecht verteilt werden können;

- IV. keine oder keine ausreichenden Komplementärstrukturen vorhanden sind, über die Kommunikation abgewickelt und Kooperation organisiert werden kann und
- V. keine lokale Befehlsstruktur verfügbar ist.

Für die internationale Katastrophenhilfe treffen zumeist mehrere Punkte gleichzeitig zu, so dass sie sich zunehmend autark organisiert und als aufsattelndes Modularsystem operiert. Doch auch aus einem anderen Grund orientiert sich die internationale Katastrophenhilfe zunehmend am Modell der modernen Industriegesellschaft: Hilfeinsätze unter der Leitung der Vereinten Nationen oder ihrer Untergliederungen (z.B. des UNHCR oder des DHA) ähneln immer mehr der globalen Logistik einer virtuellen Fabrik: Von New York oder Genf aus werden weltweit jene Spezialkräfte und Experten ausgesucht, die aufgrund ihrer Erfahrungsprofile den jeweiligen lokalen Einsatzerfordernissen am besten entsprechen. Kurzfristig entsteht ein zeitgebundener Zusammenschluß unterschiedlicher, von einander unabhängig funktionierender Partner - nationaler GOs, NGOs, militärischer Verbände, Nachrichtendienste, Firmen, Ausrüstungs- und Transportunternehmen, Beratungsfirmen, kirchlicher und privater Initiativen -, die sich je nach Ereignis, Bedarf und lokaler Besonderheiten (von Klima bis politische Verhältnisse) zu einer Gesamtunternehmung formen - virtuell als kommunikatives Netzwerk, personal als Akteure vor Ort. Sie kommunizieren untereinander und weltweit über modernste, satellitengestützte Nachrichtenmittel, sie werden auf der Grundlage höchstentwickelter Aufklärungs- und Führungsmittel koordiniert, sie führen zugewiesene Aufträge eigenständig in definierten Operationsgebieten aus und sie stützen sich dabei auf eigene, zumeist autarke Versorgungs- und Ausrüstungsbasen und auf nationale „On-demand“-Zulieferer, die ohne Wartezeit die benötigten Hilfsgüter in großen Stückzahlen bevorraten und liefern können. Auch aufgrund dieser rückwärtigen, heimischen Hilfe-Industrie fällt es immer schwerer, Hilfeinsätze vor Ort zu alimentieren und auszurüsten, so dass auch aus diesen Gründen von Hilfeinsätzen keine dauerhaften Entwicklungsimpulse ausgehen.

In letzter Konsequenz entsteht so eine Operationsform, die an die Gefechtsführung der US-Armee in Vietnam erinnert: „Rush in, rush out, fire and forget“. Tatsächlich führt die hochtechnisierte, arbeitsteilig organisierte und oftmals extrem spezialisierte Hilfeleistung zu einem „rush in“ und „rush out“ analog von Luftlandemanövern und einem massierten „help and forget“, das die Hilfeempfänger in noch größere Hilflosigkeit stürzt. Staunend wohnen sie einer Invasion bei, deren Funktionieren sie nicht verstehen, in das sie weder integriert werden können, und das schon gar nicht mit ihren eigenen, lokalen Strukturen zu verbinden ist. Die virtuelle Unternehmung „Katastrophenmanagement“ fliegt ihr „factory outlet“ ein, eine Art KDW der Katastrophenhilfe inmitten der Notstandsgebiete dieser Welt, und packt es wieder zusammen, wenn das massenmediale Interesse und die heimischen Spendenflüsse erlahmen und die Sonderetats der humanitären Hilfe verbraucht sind.

Wie schnell und effektiv die von außen einströmende Hilfe wirksam werden kann, entscheidet sich deshalb immer stärker vor Ort, auf lokaler Ebene. Die dort vorhandenen Strukturen bilden die Schnittstelle zwischen Hilfsangeboten und Bedarf und somit das Nadelöhr der Katastrophenhilfe: Je besser die lokalen Strukturen für die einströmenden Helfer und ihre Hilfen und Hilfsgüter vernetzt werden können, desto schneller und effizienter erreicht Hilfe ihre Adressaten. Ohne lokale Katastrophenschutzstrukturen kann die einströmende Hilfe nur insoweit funktional und systemisch wirksam werden, wie sie die richtigen Adressaten findet und sie zudem in einen Stand setzt, der die Ersthilfe zum Nukleus einer Selbsthilfe aus eigener Kraft und auf Dauer werden läßt. Doch genau diese Komponente ist in die einströmende Katastrophenhilfe nicht integriert, weil sie als kulturelle Ressource des Hilfenehmers nicht wahrgenommen, vielleicht gar nicht für möglich gehalten wird. Hier scheint dringlich eine Neuorientierung geboten, um die Helfer, also die wirklichen Frontmänner und – frauen nicht ins Leere laufen zu lassen. Sie haben es am wenigsten verdient.